

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 4

Artikel: Alfred de Musset
Autor: Markus, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Alfred de Musset

(Zu seinem 100. Geburtstage)

Von Dr. S. Marfus

Rappelle-toi, quand sous la froide terre
Mon cœur brisé pour toujours dormira;
Rappelle-toi, quand la fleur solitaire
Sur mon tombeau doucement s'ouvrira.

Tu ne me verras plus; mais mon âme immortelle
Reviendra près de toi, comme une sœur fidèle.

Ecoute, dans la nuit,

Une voix qui gémit:

Rappelle-toi.

(Mussets Worte auf seinem Grabstein im Père-Lachaise)

„Raum hatte ich mein Examen hinter mir, so dachte ich schon an die Vergnügungen, die mich hier erwarteten. Aber ich langweile mich, und ich bin traurig. Mir fehlt sogar der Mut, zu arbeiten. Denn ich möchte nicht schreiben, wenn ich nicht gleich ein Shakespeare oder Schiller sein kann. Ich tue deshalb nichts, und ich fühle: das größte Unglück, das einem leidenschaftlichen Menschen zustoßen kann, ist, keine Leidenschaft zu haben. . . . Ich bin nicht verliebt, ich tue nichts, mich hält hier nichts fest, ich würde mein ganzes Leben für zwei Centimes verkaufen, wenn man nicht sterben müßte, um dieses Leben zu verlassen. . . . Es sind gar traurige Betrachtungen, mit denen ich Dich da unterhalte; aber ich habe doch französischen Esprit, wie ich merke! Und wenn mir ein hübsches Frauenzimmer in den Weg läuft, werde ich das ganze System von Menschenhaß, das ich während des letzten Monats mir gebildet habe, über den Haufen werfen, und wenn mich dies Frauenzimmer schelmisch verliebt mit den Augen anblinzelt, dann werde ich mich sogar rasend in dasselbe verlieben — für einen Monat wenigstens! . . . Ich bedarf des Anblicks eines Weibes, ich brauche einen kleinen Fuß und eine zarte Taille, ich habe das Bedürfnis zu lieben! Ich könnte mich selbst in eine alte häßliche Cousine verlieben, wenn sie nicht eine Pedantin und obendrein noch knausrig wäre! . . . Wäre ich in Paris, so würde ich das, was mir von einigermaßen anständigen Regungen noch verblieb, durch Punsch und Bier auslöschen. Das würde mir eine Erleichterung sein. Den Totkranken gibt man Opium, um sie einzuschläfern, obgleich man weiß, daß ihr Schlaf ihnen tödlich sein muß; gerade so würde ich es mit meiner Seele machen“. . . .

Affektationen? Renommistereien? Dieser weltlichmerzliche Lebensüberdruß auf der einen, dieses inbrünstige Verlangen nach den Gütern einer

niedrigen Genusseswelt auf der andern Seite, erlogen, erheuchelt? Diese Koetterie mit dem eigenen Esprit, dieses zwecklose Dahinleben in ödem Müßiggang und schalem Ekel vor sich selbst und vor dem Sein, erdichtet, in übermütiger Reckheit dem eignen Freunde vorgespiegelt? . . . Wir glauben's nicht! Wir können's nimmer glauben! Und wenn auch Heine und Brandes anderer Meinung sind, wenn Lamartine in bitterer Reue über jenen kindischen Eigendünkel, der ihn verhinderte, die wundervolle Werbung des früh Getäuschten um seine Freundschaft, seine Liebe, mit brüderlichem Wohlwollen aufzunehmen, das Herz des Jünglings frei wähnt jeder Niedrigkeit, wir sagen: Wahr und dreimal wahr! Was einst der Siebzehnjährige, der Schule kaum Entlassene, erträumt, ersehnt, erstrebt, der Jüngling und der Mann, sie haben's nur zu schnell realisiert, nur zu genau erfüllt! Die ausschweifende Leidenschaftlichkeit, die verderbliche Sinnlichkeit, die schwüle Phantasie der andalusischen Gefänge, sie sind nicht ohne Grund. Nicht ohne Grund die „skandalöse“ Lüsterheit, Frivolität und Schlüpfrigkeit in Bild und Wort, wo Portia und Paëz unsern Sinn betören, Namounas Held uns seine Lebensweisheit lehrt, des wüsten Kolla wüster Untergang uns Herz und Seele tief erschüttert. Es ist kein Zufall, wenn der Schöpfer Lorenzaccios das Wesen und die Größe Don Juans in unvergänglich tiefen, heißen Worten, wie kein zweiter vor noch nach ihm je, zu schildern weiß, kein Zufall, wenn die Mehrzahl von des Dichters Helden: Razetta, Mardoche, Frank, Octavio, Onor Luigi, Hassan, Octave, Perdican, Phantasio, Carucci, Kolla und so viele andere mehr, die schlimmsten Zyniker und Wüstlinge und Zechkumpane sind, wenn alle nur die augenblickliche und wie ein Kausch vorübergehende Liebe kennen, als einzig bleibend preisen und über Tugend, Welt und Kunst erheben. Kein Zufall, wenn sie alle tief das Weib verachten, das sie in Schmutz und Kot herunterzerzt, und trotzdem stets und stets von neuem wieder zurück in ihre Arme kehren, wenn sie schließlich vor sich selbst Verachtung, Abscheu fühlen, sich wie ihr Tun verhöhnen, und doch in ihrer Schwäche nicht vermögen, den Sumpf zu meiden, sich aus ihm empor zu besserem Sein, zu hehren Idealen aufzuschwingen. . . .

O, Musset kennt sich nur zu sehr! Von dieser Selbsterkenntnis im Innersten der Seele aufgewühlt, zerrissen, klagt er sich laut und weit vernehmlich, mit rücksichtsloser Offenheit und Wahrheit an. Seine Verse, seine Menschen und

Taten, seine ganze Dichtung, was sind sie anders als Autobiographie, Beichte, dichterisch potenzierte Darstellung seines verlorenen, unglücklichen Lebens?! Was anderes, als der tiefergreifende, anschauliche und lebendige Ausdruck und Niederschlag seiner Freude, seiner Leiden, der weithin hallende Jubelruf eines Glücklichen und dann wieder der schaurig klingende Schmerzensschrei eines verzweifelnden, von Welt und eigenem Selbst verlass'nen, unglückseligen Menschenkinds?! Immer und überall er selbst, sein Ich, sein großes, sein so kleines Ich. Staat, Bürgertum, Vaterland, Politik und Tagesfragen . . ., mit scheuem Widerwillen geht er ihnen aus dem Weg; sie berühren ihn kaum; denn er lebt nur sich, seinem egoistischen Selbst. Kolla, Hassan, Andrea, Octavio und Célio, Dupont und Durand, Albert und Rudolf, Octave, Lorenzaccio, Perdican und Tizianello, Chavigny und der Graf, Desgenais und Silvio . . ., er, er und immer nur er, der Wüstling und Spieler und Trinker, der geistreiche Causeur, der schüchterne Anbeter und heißblütige Lüstling, der banale, abstoßende Zyniker, der Schwärmer für Tugendideale, doch immer fast der Jugendliche, unersättlich Genießende, der Knabe mit dem greisenhaften Wissen und Verstand, graziös und verführerisch, tollkühn und schön, der Liebling der Damen, der Günstling des Geschicks, mit einem Wort: Musset. . . .

Es läßt sich kaum darüber streiten, daß Musset die unheimlichen Leidenschaften, die wir schon im Siebzehnjährigen keimen sahen, angeboren waren. Den schrecklichen Rat des Zynikers Desgenais in den „Confessions d'un enfant du siècle“: „Wenn Sie eine starke Natur besitzen, ihrer selbst sicher und ein echter Mann sind, so stürzen Sie sich ohne Furcht in den Strudel der Welt, verkehren Sie mit Courtisanen, mit Tänzerinnen, mit bürgerlichen und adeligen Weibern, seien Sie treu und untreu, lustig und traurig“ — — er hat ihn mit verderblichster Konsequenz ein ganzes langes Leben hindurch befolgt, bis er plötzlich aus den endlosen Orgien, in denen er dahinraсте, erwachend, sich die bittersten Vorwürfe über sein elendes, vergeudetes Leben machte:

Was tatest du, mein Freund, mit deiner Jugend Tagen?
 Wer hat vom Wunderbaum die Früchte mir gepflückt?
 Wie war, in deren Hand Kraft und Gesundheit lagen,
 So blühend dich zu schaun, die Göttliche beglückt!
 Nun seh' ich tränenfeucht dein Antlitz sich verzehren,
 Es geht mit deinem Leib die Seele dir zu Grund!

Mir aber bleibt nach dir unsterbliches Begehren, —
 Doch will der zorn'ge Gott mir deinen Kuß verwehren,
 O sprich, was gibst du mir, gestürzter Muse, kund? . . .
 Sprich, wer erwartet dich, wenn du, bedrückt von Jammer,
 Einst deine Rückkehr hältst zum väterlichen Herd?
 Am Tag, da du betrittst die langvergeß'ne Kammer
 Und zitternd deine Hand den alten Staub befährt?
 Dann blickst du wohl umher in deiner engen Klause,
 Mit Wunsch nach Gastlichkeit und ruhigem Gewinn,
 Und fragend an dein Ohr schlägt tönendes Gebrause:
 Wo ist dein Leben, sprich, wo deine Freiheit hin?
 Wähnst du, es sei so leicht Vergessen wie Begehren?
 Es finde sich zurück, wer von sich selbst verirrt? . . .

Einmal schon — es ist noch nicht allzulange her — hat er Ähnliches gehört, damals, als er der göttlichen George Sand nach Italien gefolgt, in heißer, alles verzehrender Liebe. Ach, sein Glück, es hielt nicht lange stand! Sein unbeständig Herz, „ihm wollte Eine nicht genügen“, und während die stolze Geliebte Tage, Nächte lang zu Hause seiner harrte, weihte er sich niedrigsten Geschöpfen! . . . „Du fühltest Dich jung“, heißt es in den denkwürdigen „Lettres d'un voyageur“ der Sand, „Du glaubtest noch, daß Leben und Lebensgenuß nur ein einziges bilden, Du ermattetest Dich, von allem zu genießen, schnell und ohne Überlegung. Du verkanntest Deine Größe und überließeest Dein Leben dem Spiele der Leidenschaften, die es abnutzen und erlöschen mußten. Andere, gewöhnliche Menschen, mögen ein Recht dazu haben; und auch Du wolltest dies Recht für Dich beanspruchen. Allein Du vergaßest, daß Du zu denen zählst, die nicht sich allein angehören. Du wolltest für Deine Rechnung leben und aus Mißachtung alles dessen, was menschlich ist, Deinen Ruhm selbstmörderisch töten. Und Du warfst alle kostbaren Steine Deines Diadems, das Gott auf Deine Stirne gedrückt, kunterbunt durcheinander in den Abgrund: die Kraft, die Schönheit, den Genius, ja sogar die Unschuld Deines Alters, die Du mit Füßen treten wolltest, Du eigenwilliges Kind! . . . Deine Gedanken waren zu weit, Deine Begierden zu unermeslich . . . in den unvollkommensten Lüsten der Erde suchtest Du das Vergessen des Unerreichbaren, das Du ahntest. . .“

Umsonst alle Reue, umsonst alle Klage und Einsicht, daß all seine Lieben die Liebe nicht waren,

Nein! Worteshall, beim Gläserklang gesprochen,
 Und Mund um Mund, nicht Herz um Herz getauscht —
 Liebkosungen, von Scherzwort unterbrochen,
 Beisammensein, das ohne Spur verrauscht:
 Nicht Liebe nenn's, nicht einmal Traumerleben!
 Gestilltem Wunsch folgt schaler Überdruß
 Und füllt das Herz mit solchem Widerstreben,
 Daß ich nicht weiß, ob's Pein ist, ob Genuß! . . .

Gleich Lorenzaccio ist auch er in der Lasterhaftigkeit zu sehr gesunken, als daß er sich wieder daraus erheben könnte. Und da ihm jede Willenskraft, jede Energie fremd ist, bleibt ihm nur übrig, den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu wandeln, und wenn auch nicht mehr aus Genußsucht, sondern aus Ekel, um seine Gewissensbisse zu übertönen, zu betäuben!

Von allem Rausch der Welt wird nichts dir übrig bleiben,
 Als tatenloser Hohn, der unsrer Liebe lacht!

Die furchtbare Drohung, die seine Muse in der „Augustnacht“ gegen ihn schleuderte, nun ist sie erfüllt! Und keine Rettung gibt es mehr. „Nun gut“, ruft er da aus, „so will ich denn so weit mitgehen, wie mich der Haß meiner blinden und schamlosen Existenz schleppen mag. Ich will mitgehen, und ich werde wenigstens den Mut haben, diese Existenz so herunterzubringen, daß sie sich ihrer selbst schämen soll!“ —

Und Musset wird zum Rauschkünstler, der vor nichts mehr zurückschreckt, kann es sein Bewußtsein betäuben. Liebe, Spiel und Trunk. Begierig greift er nach der Absinthflasche, als sie von der Dienstmagd der Schauspielerin Rachel an Stelle einer Wasserflasche, nach der diese verlangt, serviert wird. Rachels Mutter: „Sophie hat sich geirrt, es ist eine Flasche Absinth“. Musset: „Bitte, geben Sie mir ein Glas!“ Rachel: „Ach, das ist reizend von Ihnen, daß Sie bei uns auch etwas genießen“. Mutter: „Der Absinth soll sehr gesund sein!“ Musset: „Durchaus nicht! Er ist ungesund und schmeckt abscheulich“. Sarah (Rachels Schwester): „Weswegen nehmen Sie denn davon?“ Musset: „Damit ich sagen kann, daß ich bei Ihnen etwas getrunken habe“. . . . Und er trinkt immer mehr, und in der Akademie, deren Mitglied er 1852 geworden ist, und deren Sitzungen er beständig schwänzt, wird einem Mitgliede, das klagt, daß „Herr Alfred de Musset sich in letzter Zeit denn doch zu häufig absentiere“, ironisch geantwortet: „Absinthiert, wollen Sie sagen!“ Umsonst höhnt er selbst: „Um eine Wunde zu heilen, die breiter ist, als die

ganze Welt, — da genügt es, eine kleine Bewegung mit der Hand zu machen und sich die Brust anzufeuchten! Wie jämmerlich muß unser Kummer doch sein, wenn man ihn so leicht hinwegtrösten kann!“ Aus einer Betäubung fällt er in die andere, und auch die schmutzigste Lasterhöhle und ein Tier wie die berühmte Mogador sind ihm nicht zu niedrig — er steigt zu ihnen hinab! — Mit seiner Arbeitslust und -kraft aber ist es für immer zu Ende, und keine noch so dringende Mahnung von Seiten seines Bruders Paul, des „Revue“-Direktors Buloz — eines Schweizers* — und anderer wohlwollender Freunde vermag irgendwie zu fruchten. Die Ekstase, mit der er einst gedichtet („Ich schäume, rase, komme ganz in Hitze“, *Namouna*), ist ebenso verschwunden, wie die Leichtigkeit („Ich schrieb's und ward es kaum gewahr“, An den Leser. — „Vernehmt's, wir Dichter schreiben unbewußt!“ *Namouna*) und Freudigkeit der Arbeit („Der Berse Kunst und hohen Götterschwung, ich liebe sie bis zur Begeisterung“, *Namouna*). Was ihm allein noch übrig blieb, ist endloser Abscheu vor der Welt, vor der Menschheit, vor sich selbst, sowie der Drang, diesen auszulöschen, gleichgültig, auf welche Weise. Als er endlich, nach fürchterlichen Qualen, am 2. Mai 1857 starb, da wurde er nur von wenigen vermißt, von den wenigsten bedauert. „Pfiu, der Mensch war ein Trinker!“ sagten die einen. „Bah! Er hat sich erschöpft“, meinten die andern, und sogar die jungen Leute fanden, daß er gealtert war. Janin aber, der beredete Marc Anton dieses vom Leben allzufrüh und doch zu spät gefällten Cäsars der Dichtkunst, tröstete sich mit der Hoffnung: „Wenn er wirklich ein großer Dichter war, so werden unsere Nachkommen die alte Schuld zahlen! Dann wird man wieder von ihm sprechen in hundert Jahren!“ . . .

*

*

*

Am 11. Dezember wurden es hundert Jahre, daß Alfred de Musset das Licht der Welt erblickte. Wir haben ihn nicht vergessen. Hat er auch gefehlt und viel gefehlt — er war ein Mensch. Und er war mehr als das: Er war ein Dichter, war einer der größten Poeten Frankreichs und vielleicht auch der Welt. Er war

* Musset scheint von jeher gerade die Schweizer in besonderem Grade beschäftigt zu haben. Nicht nur, daß seine erste nennenswerte Biographie von einem Schweizer, Henri Secrétan in Beaulieu, geschrieben wurde, indes der Zürcher Louis Bég seiner frappanten Wesensverwandtschaft mit Heinrich Heine einen lesenswerten Essay widmete, — erst jüngsthin ist an der Basler Universität auch ein Vergleich des Dichters mit Shakespeare in Form einer Doktorarbeit entstanden.

arbeitscheu; denn die Arbeit war ihm zumeist eine Qual. Und so hat er uns wenig hinterlassen. Dieses aber ist groß, ist vollwertig und vollkommen, von den glühenden „Contes“ über „Rolla“, „Namouna“, die zahlreichen Bühnenwerke und Gedichte hinan zu den „Bekanntnissen“ und unsterblichen Dialogen der „Nächte“. Er war selbständig, gewiß, und er durfte wie wenig andere mit Recht von sich behaupten, daß er aus einem, wenn auch nicht großen, so doch eigenen Glas getrunken habe. Doch hatte er auch manches übernommen, von Größeren, von den Größten seiner Zeit und aller Zeiten: Von Byron den Weltsehmerz, die sprunghafte Form. Von Shakespeare die Vielheit des Ortes, die Komik, den romantischen Reiz. Von Goethe das Problem des Faust, die subjektive, überlegene Art. Von Schiller und Hugo das Pathos, den hinreißenden Schwung. Von Hoffmann die zügellose Phantasie. Von Carmontelle die Kunst des Proverbess. Und vieles von andern. So hat man ihn denn auch mit vielen verglichen: Mit Tennyson selbst, mit Heine und Byron und Shakespeare, und wird ihn mit vielen vergleichen, die von ihm empfangen, gelernt: Mit Murger, dem die Grisette er schenkte, mit Mérimée, dessen „Carmen“ in manchem an „Don Paëz“ erinnert, mit Ibsen, dessen „Alles oder Nichts“ schon in den „Unfruchtbaren Wünschen“ und in „Namouna“ sich findet, mit Henze, dessen „Geteiltes Herz“ mit den „Beiden Geliebten“ im Motive verwandt, dessen „Lottka“ an ein bekanntes Erlebnis des jungen Musset uns mahnt, und endlich mit den Décadents, die von ihm Stimmung, Rausch, Subjektivismus und auch die schwüle Sinnlichkeit als Erbe übernahmen. Selbst Otto Anthes mit seinem „letzten Abenteuer Don Juans!“ Was ist dieses schließlich andres, als vielleicht die schwache Ausführung des in „Rolla“ so eigenartig grandios geschilderten Don Juan-Problems und des Verhältnisses Mussets zur Sand, die seine einzige Liebe war und deren Gleichgültigkeit ihm gegenüber ihn vorzeitig in den Tod trieb?! . . .

Nie hat er ihren Verlust zu verwinden gemocht. So wenig, wie der unglückselige Poe einen ähnlichen Verlust jemals verschmerzen konnte. Und wie dieser in seinen unvergänglichen Gedichten, so hat Musset seinem verzehrenden Leide in seinen „Bekanntnissen“, im „Briefe an Lamartine“ und vor allem in den herrlichen „Nachtgesängen“ (man vergleiche mit diesen das stimmungsvolle Rabengedicht des Amerikaners!) ergreifenden Ausdruck gegeben. Erst durch diese seelenvollen, tief empfundenen und dichterisch uner-

reichten Schöpfungen wurde Musset seinem Volke so teuer, wie er es zu sein verdiente, gelangten auch die andern Erzeugnisse seiner Feder wieder zu besserer Geltung. Wie sagte doch Taine? „Wir kennen ihn alle auswendig. Er ist tot, und es scheint uns, als ob wir ihn täglich sprechen hörten. Eine Plauderei unter Künstlern, die in einem Atelier scherzen, ein schönes, junges Mädchen, das sich im Theater über den Rang seiner Loge lehnt, eine vom Regen gespülte Straße, wo die geschwärzten Pflastersteine glänzen, ein frischer, lachender Morgen in den Wäldern von Fontainebleau, ein jedes stellt ihn uns wieder lebendig vor Augen. War je ein Ausdruck vibrierender oder wahrer? Er zum wenigsten hat nie gelogen. Er hat nur das gesagt, was er fühlte, und hat es gesagt, wie er es fühlte. Er hat ganz laut gedacht, er hat das Bekenntnis aller ausgesprochen; man hat ihn nicht bewundert, man hat ihn geliebt. Er besaß die köstlichste der Gaben, die eine gealterte Zivilisation verlocken können, die Jugend. Er hat sich durchs Leben gestürzt, wie ein edles, in freiem Felde sich bäumendes Pferd, das der Duft der Pflanzen und die prächtige Neuheit des weiten Himmels mit geöffneten Nüstern zu einem tollen Laufe vorwärts treibt, das alles zerschmettert, um zuletzt selbst zerschmettert zu werden. Er verlangte zu viel von den Dingen, er wollte in einem Zuge, gierig und lüstern, das ganze Leben auskosten; er hat die Frucht nicht gepflückt, er hat sie nicht genossen, er hat sie wie eine Traube abgerissen, zerdrückt und zerquetscht; und er ist mit beschmutzten Händen ebenso durstig als zuvor geblieben. Da brechen jene Seufzer aus, die in aller Herzen widerhallen. . . . Nun wohl! So wie er ist, lieben wir ihn immer: wir können keinen andern hören; denn neben ihm erscheinen uns alle kalt und lügnerisch“. . . .

